



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das heutige Feuilleton : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das heutige Feuilleton.

(Schluß.)



ur eigentlichen Feuilletonerzählung übergehend, geraten wir auf ein schwankendes, weitausgedehntes Gebiet, das einer üppigen Wildnis gleicht, welche die seltsamsten Pflanzen wuchernd durcheinander schlingt. Diese Wildnis zu entwirren, würde eine eigene Betrachtung für sich erfordern; darum beschränken wir uns auf wenige leitende Bemerkungen. Dieses fragwürdige Erzeugnis der mittleren Jahrzehnte unsers Jahrhunderts ist mit der wachsenden Ausdehnung der Tageszeitungen entstanden und hat in Frankreich seine eigentümliche Ausbildung erfahren; dort sind seine eigentlichen Klassiker zu suchen, von denen ich statt anderer nur Bonson de Terrail, den „Löwen des Feuilletons“ nenne. Ein großer Teil dieser Art von Erzählungen, die sich ohne Unterschied in Winkel wie in Hauptblättern herumtreiben, sind nur Bearbeitungen nach französischen Quellen. Unterhaltung um jeden Preis ist das einzige Endziel aller dieser Machwerke; und zwar eine faule, bequeme Unterhaltung, die gegen dumpfes Nichtsthun, blasirte Langeweile und ausgemergelte Abgestumpftheit anzukämpfen hat. In der Wahl ihrer Mittel sind die Schreiber dieser Sachen in dem zum Teil doch erfolgreichen Kriege gegen das Gähnen nicht wählerischer, als es ihr Publikum in der Verteilung der vorgesezten Berichte ist. Der Zweck solcher Unterhaltung wird am vollständigsten erreicht, wenn Nerven und Sinne der Leser auf jede nur denkbare Weise gereizt und erregt werden. Hierfür giebt es zwei Hauptwege. Die französische Manier wendet sich an die Sinne, die sie durch wollüstige Bilder, üppige Schilderungen weichlicher Pracht und schlüpfrigen Witz übermäßig zu reizen weiß. Wer aber die Geheimnisse dieser halb pornographischen Literatur kennt, weiß, wie nahe unnatürlich ekelhafte Schauerlichkeit an unmäßige Lüste angrenzt. Die derbere englische Manier hämmert mit schauerlichen Kriminalstoffen, Erbschleicherei, Diebstahl, Entführungen, Kinderraub, Verwandtenmord, blutigen Schlächtereien und grausigen Abenteuern auf die Nerven der gequälten Leser los. Allerlei Zwischenwege zwischen diesen beiden Hauptheerstraßen lassen sich ohne Mühe entdecken, und der Gipfel des Abscheus wird erreicht, wenn sich beide Weisen zu gemeinsamer Wirkung vereinen. Der müßte einen eisernen Bau besitzen, der das ohne schüttelnden Schauer ertragen könnte. Auch die Deutschen vertragen hierin schon einen starken Stoß; sie wetteifern in geschäftigem Ausfinden solcher Mißgeburten mit ihren Lehrmeistern und holen sich mit löblichem Wissensdurst die Vorbilder selbst herüber. Eine vergleichende Naturgeschichte dieser allerdings nur vom „naturgeschichtlichen“ Standpunkte

ganz zu würdigenden Erzeugnisse würde eine bunte Reihe aufführen: vom blutigen Jagd- und Schlachtabenteuer in den Urwäldern Amerikas und den haarsträubenden nächtlichen Erlebnissen in einsamen Eisenbahnwagen, über die rührsame Spekulations- und Unterschleifgeschichte mit einem unglaublich tugendfamen Liebespaare und die lüstern freche Ehebruchstragödie oder Possen zu den langen, mutwillig verwickelten „Sensationsromanen,“ die alles, was eine folgsame Phantasie gern und widerwillig hergiebt, unausgeglichen neben einander klozen. Jedem werden ähnliche Beispiele aus seiner eigenen, oft notgedrungenen Lektüre einfallen, denn der Deutsche liest ja soviel schlechtes Zeug, daß er für das gute keine Zeit mehr übrig hat. Es leuchtet ein, daß diese „Kunst“ nicht innerliche Vertiefung der dargestellten menschlichen Zustände, sondern äußerliche Spannung, bunten Wechsel der Ereignisse und starke, vielgestaltige Bilder für die schwelgende Phantasie aufsucht. Sie ist das Gegenspiel aller wahren Kunst, welche Gestalten nur als Ausdruck entsprechender Gefühlswerte giebt. Der wahrhaft menschliche innere Gehalt auch der besseren Werke dieser Art, die wenigstens äußerlich die üblichen Handgriffe seelischer Gestaltung nachahmen, ist erschreckend gering; quälende Gefühle, vielleicht auch über die unwürdige Vergeudung achtungswerter, bisweilen nicht wertloser Kräfte, verdrießliche Abspannung und wüste Leerheit bleiben nach solchen „Genüssen“ im Gemüt zurück; vom wirklich fördernden, das einzig den Gehalt dichterischer Werke ausmachen sollte, findet sich keine Spur. Es ist eine Kunst der bloßen Kontraste, die in unvermittelter Schroffheit aneinandergerückt, nahezu physische Wirkungen hervorbringen. Äußerste Spannung und wollüstige Ermattung, schauriges Entsetzen und schwelgerische Süßlichkeit reihen diese klugen „Künstler“ hintereinander, um des Effekts willen. Effekte aber nutzen sich ab, und um so schneller, je mehr sie gehäuft sind. So sieht sich diese Asterkunst gezwungen, ihre Mittel fortwährend zu steigern, neue Mischungen zu erfinden, immer klogiger, roher drein zu fahren, um die Ansprüche ihrer verzognen Leser zu befriedigen, und da sehen wir, wie die raffinirteste Künstelei in die scheußlichste Rohheit umschlägt. Hier finden sich Dinge, von denen Schlegel, dessen Stufenleiter des Häßlichen wir früher anführten, doch noch keine Ahnung hatte. Zwischen dem Schreiber und dem Publikum findet da ein fortwährender stiller Wettstreit statt, den ein geistvoller Franzose ungefähr so schildert: Der Autor braut immer unverdaulichere Sachen zusammen, und fürchtet fast, das würden sie nicht mehr vertragen; aber das Publikum denkt: habe ich so viel ruhig hin genommen, so werde ich mich auch davor nicht fürchten, und schluckt geduldig und ohne Würgen die widrige Pille hinunter. Endlich, meinen wir, muß doch einmal das Erbrechen folgen.

Es liegt am Tage, daß solche Werke, die obendrein in den einzelnen Zeitungsblättern zerstückelt verzehrt werden, auch nicht als ein Ganzes gedacht und entworfen werden. Der Feuilleton-Roman zerfällt in zerstückte Einzelteile so gut wie das Feuilleton. Auch sein Bestreben ist Effekt im einzelnen. Eine Wirkung des

Gesamtbaues wäre ja bei der monatelang hinschleichenden Verpeifung kleinster Bruchteilchen gar nicht zu erzielen, auch wenn der Schreiber sich die unnütze Mühe machen wollte, wirklich zu „bauen“. So thöricht sind diese Schriftsteller gar nicht; ihr Bestreben ist geschickte Abrundung einzelner Bilder zu lebhaftester Augenblickswirkung; das übrige kümmert sie nicht. Sind auch die Deutschen den Franzosen in der Kunst, jedes einzelne Bruchstück, das in der Zeitung für sich steht, zu einem packenden Schaustücke zu machen, noch nicht gleich, so kennen sie doch schon jene Liederlichkeit des Arbeitens, die ohne festen Plan für das Bedürfnis des Tages ins blaue hineinschreibt, wobei es geschehen kann, daß längst verstorbene plötzlich aus vergessenen Gräbern wieder auferstehen.

Mit frohem Dankgeföhle darüber, daß man in der Lyrik glücklicherweise nicht feuilletonisiren kann, wenden wir uns dem Drama zu, das dank seiner innigen Verbindung mit dem herrschenden Zeitungswesen ein nicht minder unerfreuliches Aussehen zeigt. Wir wollen nicht die sattfam bekannte Thatsache aufs neue beleuchten, daß die heutige Bühne, einem geldgierigen Spekulationstreiben hingegeben, für edlere Dichtungen schlechterdings keinen Raum hat, wir brauchen auch die Ursachen dieser beklagenswerten Thatsache nicht zu erörtern, deren Heranzählung leichter wäre als die Auffindung eines einzigen Abhilfemittels. Ein Blick auf die den theatralischen Markt beherrschenden Dramen zeigt uns den Zeitungstempel, den ihm das journalistische Handwerkstum aufgeprägt hat. Dramen ohne Handlung — das ist allenthalben das Kennzeichen dieser Waare. In die schlotternden Fugen ihrer dramatischen Notgerüste aber stopfen die Herren ihre groben und feinen Späße, ihre Witzchen und Pikanterien als Futter für ein Theaterpublikum, das die bescheidensten Ansprüche für seine geistige Unterhaltung macht, ja über dem Lachen ganz vergißt, überhaupt noch Ansprüche zu machen. Wir schweigen von der Berliner Posse eines Jacobsohn, Blumenthal, Wilken und Justinus, die eine verschwindend kleine Handlung unter verwirrenden Episoden und Kalauern begräbt. Eine grausame Selbstparodie dieser Art von „Dramen“ ist der „Jüngste Lieutenant“ von Jacobsohn, dessen Handlungsatome sich am Schluß in Nichts auflösen. Der Einzug des Königs, um den sich die ganze Handlung drehte, findet nicht statt, und jeder wird nach Hause geschickt, nachdem er das ihm zukommende Teil von Kalauern verpufft hat. Die Posse ist ja so genügsam, sich mit ihren Einnahmen zu benügen, sie überläßt literarischen Ruhm dem vornehmern Lustspiel und ist darum gegen alle Kritik unempfindlich. Leider sieht es mit dem Lustspiel nicht besser aus. Was wäre die hausbackene rührselige Spießbürgerlichkeit der „Lustspiele“ von Adolf L'Arronge ohne die „sogenannten“ Späßchen jener komischen Figuren, die im Stücke herumlaufen, man weiß nicht woher, man weiß nicht wohin, man ahnt nur wozu! Aber die einsichtigen Kritiker nennen gesunden dramatischen Humor, was man als jüdelnden Zeitungswitz leider schon so lange kennt, und sie können oder wollen dramatische Wirkung von theatralischer Effekthascherei nicht unterscheiden. Was

von den Ansprüchen der Firma Moser-Schönthan zu halten ist, welche ihre planlos zusammengewürfelten Possenszenen als „Lustspiele“ so teuer verkauft, da sich bejahrte Bühnenkenntnis und jüngerer Kalauerwitz hier zusammengethan haben und mit anerkannter Geschicklichkeit die verschiedensten Bestandteile in ein Ganzes schichten, muß der wissen, der sich einmal vergeblich bemüht hat, aus einem Gewirr toller Szenen eine folgerichtig einheitliche Handlung als dramatischen Kern zu entwickeln. Aber Moser und Schönthan strahlen als leuchtende Sterne aller Repertoirezettel und gelten dem lieben Publikum für wirkliche Lustspieltdichter. Ist es da zu verwundern, wenn solch zeitungsmäßig kalauernde Trivialität auch denen anklebt, die nicht bloß auf der heutigen Bühne als deutsche Dichter glänzen möchten?

Auf dem Wiener Burgtheater erschien vor einigen Jahren ein Lustspiel „Rosenkranz und Gildenstern,“ als dessen Verfasser sich nach bestandener Feuerprobe der Journalist Michael Klapp entpuppte. Wir wüßten kein neueres Stück, das so schlagend die innere Verbindung der feuilletonistischen Kunststückchen mit dem innerlich leeren, impotenten Lustspiele darstellte. Durch und durch von dem frivolen Geiste des Wiener Feuilletons erfüllt, oft hart an der Grenze des Erlaubten hinstreifend, oft sie unbekümmert überspringend, reiht es an den losen Fäden einer kaum nennenswerten Handlung eine bunte Kette einzelner, den Sinn bestechender Bilder, wie sie in dem nichtigen Leben eines großen Schweizerhotels sich bieten, mischt Kellner, Bergseze, Engländer, reisende „Sächser,“ angebliche Schauspieler und kecke Baronessen in einen tollen Wirrwarr zusammen. Das Ganze, unprasselt von einem blendenden Feuerwerk von Wigen, Antithesen und Anspielungen läßt dem Hörer nicht Zeit und Ernst, sich zu besinnen; ohne innern Anteil zu nehmen, folgt er dem plaudernden Feuilletonisten in alle Augenblicksverwicklungen, in die jener ihn führte, findet alles gut, was jenem gut dünkt, mit Ausnahme der einzigen ernster gehaltenen Liebeszene, die mit ihren paar leidenschaftlichen Accenten wundersam unpassend in die flüchtige Plauderei hineintönt. Am Schluß aber schüttelt er bedenklich den Kopf, wenn der sorglose Dichter, nachdem der Vorrat von Späßen zu Ende ist, den Knoten der nebensächlichen Handlung, unbekümmert um Charakterentwicklung und Anlage durchhaut, da er ihn nicht lösen kann. Das Ganze könnte als eine Reihe sommerlicher Reisebilder in der „Neuen freien Presse“ stehen und würde nichts verlieren als den lebendigen Vortrag, der freilich gewisse Spitzen erst verdeutlichen muß. Unsere Theaterkritik aber hat das Dingelchen ganz ernsthaft als ein Lustspiel behandelt, und die Hoftheater tischten es ihrem Publikum der Reihe nach als neuestes Werk der deutschen Literatur auf.

Wir finden diese journalistische Dramatik in Paul Lindau verkörpert, der als kluger Geschäftsmann sich den einträglichsten Zweig des literarischen Handwerks nicht entgehen lassen durfte. Zudem konnte er ihm nach gründlichen Pariser Studien mit geringerer Mühe beikommen, als dem massigen

Roman, zu dem am Ende doch immer ein Teil wirklicher Schaffenskraft erforderlich ist. In seinen Dramen hat er sich eine neue Spielart feuilletonistischer Form eingerichtet, die seinem in „harmlosen,“ „nüchternen,“ „überflüssigen“ Briefen und Kritiken doch einigermaßen verbrauchten Witz zu statten kam. Seine Lust- und Schauspiele, deren er jetzt mit geschäftskundiger Regelmäßigkeit alljährlich eines in die Welt schießt, machen schon eine stattliche Reihe aus. Sie gleichen einander wie ein Ei dem andern. Das Rezept ist einfach: ein bißchen Nüchternheit, sehr viel geistreichelnde Salontalauer, und ein gleiches Teil karikierte Narrenhaftigkeit. Kommt noch ein wenig judaisirende Tendenz hinzu, so ist eine „Gräfin Lea“ fertig. Wie bei den meisten deutschen Dramatikern der Gegenwart zeigt sich auch in Lindaus Schauspielen als Grundbestand ein novellistisches, aus der Vergangenheit in die Gegenwart des Stückes hereinragendes Element, dessen dürftige Abwicklung das Drama füllen soll. Im „Johannistrieb“ ist das die glückliche Belohnung des Professors, der bei der Tochter spät das Glück findet, das ihm bei der Mutter versagt blieb; in „Maria Magdalena“ die Ausöhnung des Vaters mit der Tochter, die er vor Jahren um eines Mißverständnisses willen verstoßen; in „Gräfin Lea“ die Einigung der Lea mit ihrer Stieftochter und die Ehrenrettung Leas, welche von der Nachserklärung durch die Familie ihres verstorbenen Gemahls einigermaßen belastet war. Der winzige Gedanke des „Jungbrunnens“: *On revient toujours à ses anciennes amours* hätte höchstens in einer kleinen Novelle sich ansprechend verwerten lassen. Solchen winzigen Motiven mangelt es an jeder dramatischen Kraft, ihre novellistische Natur macht sie ungeschickt zur Errichtung eines noch so schwachen dramatischen Gerüstes; um dieser Sächelchen willen würde niemand einen ganzen Abend still sitzen. In dieser Not sucht der „Dichter“ nach Stützen für seinen gefährdeten Bau, und er findet sie in Menge unter seinen journalistischen Erinnerungen. Er zeichnet ein Galerie von Narren und Märchen, Schufsten und Schüftchen naturgetreu ab und fügt diesen wichtigen Figuren zu Liebe gewisse Nebenhandlungen ein, die man ganz falsch verstehen würde, wenn man nach ihrer Bedeutung fragen wollte. Ihre Bedeutung ist eben die, daß sie keine haben; sie sind um ihrer selbst willen da, wie die kalauernden Bosheiten, welche die Würze des „geistreichen“ Lindauschen Dialogs ausmachen. Wenn Lindau hier die schmutzige Wäsche des Journalismus und der fragwürdigen Kuliffengestalten wäscht, so thut er nur auf offener Bühne, was er in „Briefen“ und „Rücksichtslosigkeiten,“ vielleicht rücksichtsloser, hundertmal gethan hat. Und doch sind dergleichen Pikanterien das einzige, was seine Liebesmühe erträglich macht. Als er in der „Verschämten Arbeit“ auf die Kalauer und die kleinen Erheiterungskünste ein wenig verzichtete, belehrte ihn ein schmerzlicher Mißerfolg, daß seine schwindstüchtige Fingerhutdramatik allein nicht vermögend sei, einen Vierakter zu füllen. Der „Jungbrunnen“ hat ihm trotz Kalauern, Kuliffenlatten und einer Heldin, die zugleich Märkin ist, eine noch herbere Ent-

täuschung gebracht. Die innere Wertlosigkeit der Lindauschen Dramen erhellt daraus, daß der Kern allein nicht zu bewegen und zu fassen vermag. An dem „geistreichen“ Dialog entzündet sich langsam ein dürftiges Sparfeuerchen, das sich nie zu der Glut innigen Mitempfindens anfacht, denn erkünstelte Wache kann poetisches Fühlen nicht ersetzen. Die bewunderte realistische Treue in der Abmalung äußerer Gegenstände, welche zum Beispiel photographisch genau einen Gerichtshof auf die Bühne bringt und dabei die Schnapsnase des Gerichtsdieners nicht vergift, welche die Latten und die Kulissenschmiere der hintern Bühnensicht dem stauenden Publikum zeigt und die neuesten Geheimnisse der Theater- und Literaturreklame verrät, die freilich nicht mehr ganz Geheimnisse sind — alles das ist nichts als kleinlicher Notbehelf eines dürftigen Talentchens. Der Dramatiker borgt von dem Journalisten Kniffe und Pffiffe, die dieser ihm gerne leiht, da er weiß, daß die geliehenen Silberlinge gute Prozente tragen werden.

So lange das deutsche Publikum fortfährt, solche Dutzendwaare im Ernst als literarische Leistungen zu betrachten, so lange der Zuschneider dieser Säckelchen, auf seine Erfolge gestützt, unter den rangwürdigen Dramatikern einen der vornehmsten Plätze beanspruchen darf, so lange hat dieses Publikum kein Recht, eine Besserung der deutschen Theaterverhältnisse zu verlangen; so lange verdient es solche Besserung gar nicht, denn es beweist durch so sträflichen Langmut, daß es unfähig ist, journalistische Wache von dichterischem Schaffen zu scheiden.

4.

Unmöglich ist's, den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verwornnes im Verwornnen spiegelt,
Und jeder selbst sich fühlt als recht und eigen,
Statt sich zu zügeln, nur am andern zügelt.

Wir haben es unterlassen, etwa ein religiös-ethisches Feuilleton als eine eigne Klasse aufzuführen. Mit gutem Grunde. Der Geist, welcher die Herren Feuilletonisten regiert, gestattet ihnen nicht, sich mit religiösen Dingen viel abzugeben; nur der Zwang der Zeit führt sie bisweilen darauf. Zudem ist das ein so undankbares Thema! Gewiß ist ausweichendes Schweigen das günstigste, was der Religion von dem Feuilletonisten widerfahren kann. Die notgedrungenen, religiös sein wollenden Betrachtungen, welche zu kirchlichen Festtagen die Feuilletonspalten füllen, müssen auch gleichgiltigere Gemüter abstoßen, denen die Bedeutung der Religion für das Volksleben aufdämmert. Die süßlichen Salbadereien solcher Phrasenhelden, die bei den erhabensten Gegenständen nach pikanten Ausdrücken angeln, verdienen in ihrer erheuchelten Schönseeligkeit gebrandmarkt zu werden. Die kühlen naturphilosophischen Abhandlungen aber, die mit ermüdender Regelmäßigkeit zu Weihnachten die nie schlummernde Liebes- und

Schöpferkraft der Mutter Natur, zu Ostern ihr ewig neu erwachendes Leben und zu Pfingsten den ewigen heiligen Geist der Naturgesetze preisen, können doch nicht im Ernst Anspruch darauf machen, für religiöse Betrachtungen zu gelten. Was sich sonst bei verschiedenen Gelegenheiten, nur höchst widerwillig beachtet, an religiösen Dingen im Feuilleton zeigt, erscheint so politisch und kirchenpolitisch zugespitzt, daß man ihm religiöse Bedeutung nicht zuschreiben kann. Man müßte denn aus ewig protestirenden und verneinenden Kampfesphrasen innere Erbauung zu schöpfen verstehen. Donnernde Bannstrahlen gegen verdunkelndes Pfaffentum, das unter dem Mantel des Christentums, begünstigt von einer gewalthätigen Regierung, einer fürchterlichen Reaktion zustrebt, sind die geläufigen Waffen einer reformjüdischen Presse, der die Kirche eine unsympathische Erscheinung ist. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß nichts von dem, was die Grundlage und den ewigen beseligenden inneren Wert der Religion ausmacht, in diesen religiösen Feuilletons je zur Geltung kommt. Die zahlreichen Artikel und Streitfachen des Protestantenvereines, dessen Bestrebungen auch bei solchen, die persönlich längst mit aller Religion abgeschlossen haben, Anklang und deshalb in allen politisch „freisinnigen“ Zeitungen Aufnahme und Unterstützung finden, kommen hier nicht in Betracht, weil sie, unmittelbaren Parteistreitigkeiten und praktischen Agitationszwecken gewidmet, an sich keine feuilletonistische Bedeutung beanspruchen.

Naturwissenschaftlich-philosophische Gedanken gelten unsrer Zeit an Stelle religiös-ethischer; Ethik insbesondere ist eine bei Seite geschobene Größe. Wer nach einer ethisirenden Abtheilung des heutigen Feuilletons suchen wollte, würde dürftige Ausbeute finden. Die religiös sein sollenden Betrachtungen ermangeln des Ethischen, und auf eigne Faust ins Feld hinein zu moralisiren, würde heute zu sehr nach den seligen moralischen Wochenschriften einer grauen Vorzeit schmecken. Dem Zeitgeiste ist über seinen naturwissenschaftlichen Entdeckungen, die sich praktisch in großartige gesundheitspflegerische Verbesserungen umsetzen, bei seinen vorwiegend materiell praktischen Bestrebungen, die sich in allerlei Rettungswesen, Krankenpflege und Armenversorgung wohlthätig fühlbar machen, das Bewußtsein der inneren sittlichen Verantwortung des einzelnen Menschen fast abhanden gekommen. Wir meinen jene innere Reinigkeit des Herzens, die tiefste Forderung des Christentums, die weit über bürgerliche Rechtlichkeit und äußeren Anstand hinausgehend, ja schlechtthin mit diesen unvergleichbar, Reinheit aller Gedanken und Lauterkeit des Willens zur unbedingten Gewissenspflicht macht. Eine weichliche Humanität, die den Verbrechern am meisten zu Gute kommt, eine äußere Wohlthätigkeit, deren Ähnlichkeit mit der Werkheiligkeit der römischen Kirche sich gar nicht verkennen läßt, sollen die sittliche Reinheit der Seele ersetzen, die noch Kant und Schiller so streng erhaben verkündeten. Das Feuilleton steht auch hierin auf der Höhe der Zeit. Der fecken Ungebundenheit seiner äußeren Form entspricht die selbstwillige, freche Freiheit, die sein sittliches

oder unsittliches Wesen kennzeichnet. Aus seinen witzigen Blandereien, auch den ernsteren, vermöchte niemand zu schließen, daß es etwas wie das Gewissen giebt, das von den kleinsten, geheimsten Gedanken des Herzens Rechenschaft fordert. Was sich sonst in den Zeitungen als soziales Feuilleton findet, beschäftigt sich, wie wir sahen, mit den Nichtigkeiten der konventionellen gesellschaftlichen Mißstände, streift auch wohl einmal mit leisem Finger an gewisse Übelstände, vermeidet es aber ängstlich, wirklich ethische Fragen, tief und ernst gefaßt, aus dem innersten Grunde aufzuwühlen.

Wenn wir auch den Zeitungsschreibern Dank wissen, daß sie uns ihre unmaßgeblichen Gedanken über derlei Dinge ersparen, so können wir doch nicht umhin, schließlich das ganze, auch das nicht ausdrücklich moralisierende Feuilleton auf seinen sittlichen Gehalt und seine sittlichende oder entsittlichende Wirkung hin zu prüfen. Daß die Feuilletonisten sich über solche „Vergewaltigung“ erzürnen und nach dem ästhetischen Maßstabe allein gerichtet zu werden wünschen, kann uns nicht irren; sie verlangen damit unbilliges, das ihnen nicht einmal zu Gunsten ist, wie der erste Teil unserer Betrachtungen gezeigt hat. Ein Zeitungsblatt, das mit unberechenbarer Wirkung in die Masse des Volkes geschleudert wird, muß sich gefallen lassen, auf seine sittliche Wirkung für die Volksseele hin angesehen zu werden; zumal da dieselben Herren, die hier so schreien, mit volltönenden Phrasen von der erzieherischen, bildenden Macht der Presse salbadern. Das sittliche Gesamturteil aber liegt in den bisherigen Ausführungen schon enthalten. Ein Erzeugnis, das raffinierter, gefallsüchtiger Selbstverherrlichung dienend, durch eine leicht oberflächliche Belehrung den Sinn für ernste geistige Arbeit abstumpft, durch frivole Pikanterien sich in den Dienst müßiger Unterhaltung stellt, schadet auch dort, wo es unmittelbar giftigen Inhalt nicht einflößt. Um ein Volk, das seine geistige Nahrung fast ausschließlich aus dieser Art von Zeitungen schöpft, muß es dem denkenden, vaterlandsliebenden Manne im Ernste bangen. Nicht genug, daß jene Blätter die geistig aufklärende Bildung nicht gewähren, von der die lachenden Zeitungsbesitzer in ihren Ankündigungen und die federfertigen Zeitungsschreiber auf ihren „Journalistenkongressen“ so ruhmredig prahlen; was weit schlimmer ist: das sittlich religiöse Empfinden des Volkes muß versiechen, wenn es dieser allmählichen Vergiftung ausgesetzt bleibt.

Gründe und Formen einer Verderbnis zu erkennen ist leichter, als Wege zu ihrer Heilung aufzufinden. Ein unmittelbar praktisch anzuwendendes Mittel zur Besserung der jetzt aufgezeigten Schäden läßt sich nicht angeben. Die Journalisten werden so lange fortfahren, ihre Pikanterien zu Märkte zu bringen, sie werden dieselben so lange häufen, als die Verdauungsfähigkeit ihrer Leser ihnen folgt. Und das Publikum? Die Annahme wäre zu vermessen, daß sich die auf leichtes Unterhaltungsfutter veressene Menge von derlei ungesundem Zeuge plötzlich ekelnd abwenden sollte; unser Publikum hat in dieser Beziehung eiserne

Nerven und einen Straußenmagen. Bis aber die Unmöglichkeit, das Raffinirte nochmals zu raffiniren, das Pikante weiter zu pikantifiziren, der fortschreitenden Ausbildung des Feuilletons Einhalt gebietet, bleibt dem einzelnen, der den Schaden erkannt hat, nichts übrig, als an seinem Teile und in Verbindung mit Gleichgesinnten die Erkenntnis des Übels zu fördern und durch Hinweisung auf gesündere, einfachere Kost der weiteren Verfaulung zu steuern. In der That ist freudig anzuerkennen, daß eine ernst gesinnte Literatur den gekennzeichneten verderblichen Geist nachdrücklich zu bekämpfen sich rüstet.

Es wird niemand entgehen, und wir haben schon öfter ausdrücklich bemerkt, daß unser verdammendes Urteil nicht in Bausch und Bogen jeden Aufsatz mitverdammern will, der das Unglück hat, in den Feuilletonspalten einer Tageszeitung zu erscheinen. Wenn wir die Kennzeichen des feuilletonistischen Geistes weit über die Zeitungsbüttchen hinaus in die Literatur hinübergewuchert fanden, so müssen wir auch bekennen, daß vieles von dem, was unter der Flagge des Feuilletons segelt, von dem gekennzeichneten verderblichen Geiste nicht berührt ist. Wir begreifen darunter das weite Feld von allerlei thatsächlichen Mitteilungen aus allen Gebieten des Geistes und der Kunst, die den Feuilletonplatz der meisten kleinern Blätter füllen. Unsere schnelllebige Zeit kann ihrer nicht wohl entbehren, und sie genügen ohne große Anmaßung und eigne Bedeutung ihrer Aufgabe, den Leser von allerlei in Kenntnis zu setzen, das ihm zu wissen angenehm ist, sei es nun, daß er es sich näher heranzieht, sei es, daß er sich mit der flüchtigen Bekanntschaft begnügt. Diese Anzeigen und Berichte vermitteln eine Art von geistigem Handel und Umsatz, ihre Schreiber sind geistige Zwischenträger und Agenten; sie haben keine eignen Züge, also auch kaum eigne Fehler, sofern sie richtiges berichten, und auch, wenn sie klatschen oder irreleiten um irgendwelcher Absichten willen, kann man ihnen kaum ernstlich zürnen, da man ihren Kleinhandel unter einem sittlich persönlichen Gesichtspunkte nicht beurteilt. Freilich schlüpfen auch sie nur durch, solange man überhaupt die ganze Art des modernen geistigen Handelsgeschäftes gelten läßt. Ferner schützen wir gegen den Vorwurf des Feuilletonismus bedeutende, tüchtige Männer, die, ohne selbst im Zeitungswesen zu stehen, zur Verbreitung gewisser bedeutender, ihnen am Herzen liegender Gedanken die bequemen, weitwirkenden Zeitungen benutzen. Sie reden ihre ernst gewissenhafte Sprache auch in der Feuilletonspalte und lassen es hingehen, daß man ihre gedankentüchtigen oder praktisch wohlmeinenden Aufsätze Feuilletons nennt. Wir können uns nicht überzeugen, daß es unter der Würde eines Gelehrten, eines wirklichen Schriftstellers sei, auf diese Weise in Zeitungen gediegeneres zu bringen, als das Feuilleton gewöhnlich enthält. Wir möchten diese Art „Zeitungsschreiberei“ sogar denen empfehlen, die sich sicher wissen, daß sie zum schillernden Journalismus dadurch nicht selbst herabgezogen werden. Denn wir kennen die Bedürfnisse unserer schnelllebigen, schnellverzehrenden Zeit zu gut, um nicht zu wissen, daß sie leichter,

mehrseitiger Anregung bedarf, als dickeleibige Lehrbücher geben können. Nur bestreiten wir, daß dies notwendig auf die unnatürlich verkünstelte Weise des Feuilletons geschehen müsse, die den Reiz zur Überreizung steigert. Es ist einmal ein durch die Fülle der Zeiten uns Nachgeborenen aufgebürdeter Übelstand, daß ein Gebildeter unsrer Tage auf gewissen ihm fernliegenden Wissensgebieten ein Halbwissender, Halbgebildeter sein muß. Das ist schlimm, aber es ist so. Wir geben auch die Unentbehrlichkeit eines leichter Unterhaltung gewidmeten Zweiges gern zu, aber wir behaupten, daß der leichtfertige Ton unsrer Feuilletonhiströcherchen weitab von den Wegen wandelt, auf denen wahre Bildung und Unterhaltung sich treffen. Sittlicher Ernst, aufrichtig sich mühende Teilnahme an dem darzustellenden Inhalte wird stets den achtungswerten Schriftsteller vom bloßen Feuilletonisten scheiden.



Ursprung und Entwicklung der ägyptischen Krisis.



ie ägyptische Frage nähert sich ihrer Lösung durch Waffengewalt. In einigen Wochen wird sie entweder durch freiwillige Unterwerfung der Aufständischen oder durch deren Erdrückung bis auf weiteres beseitigt sein. So ist ein Rückblick auf ihre Entwicklung am Orte. Die Revolution Arabis und der Nationalpartei ist zum guten Teil eine Reaktion gegen die finanzielle Ausbeutung des ägyptischen Volkes durch die europäischen Bankiers und Bankinstitute, von denen hier nur der Pariser Rothschild, der Credit Foncier und die Banque Franco-Egyptienne namhaft gemacht werden sollen. Vor etwa fünf und zwanzig Jahren hatte Ägypten bei achtzig Millionen Mark Einnahme und etwa fünf Millionen Einwohnern nur eine schwebende Schuld von ungefähr acht und zwanzig Millionen Mark. Seitdem hat sich die Schuldenlast durch lieberliche Wirtschaft, Verschwendung der Herrschenden und eine lange Reihe von Anleihen, die zu hohen Zinsen aufgenommen wurden, trotz aller Amortisation der einzelnen Posten ins Ungeheuerliche vermehrt, sodaß sie im Jahre 1875 nicht weniger als circa 1820 Millionen Mark betrug, obwohl man die Einnahmen auf mehr als 200 Millionen Mark gesteigert hatte, was bei einer Zunahme der Bevölkerung um eine halbe Million eine unerträgliche Belastung der Steuerzahler erforderlich machte. Die europäischen Kapitalisten zogen von ihrem Gelde sechs bis neun Prozent Nominalzins, in Wirklichkeit aber, da die Anleihen zu niedrigen Kursen emittirt wurden, acht bis zehn Prozent und überdies eine hohe Provision.